



Abend-

Zeitung.

73.

Mittwoche, am 26. März 1834.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

Der Rheinschiffer.

(Fortsetzung.)

11.

Drei Wochen waren verflossen und Alles stand gut. Der Bürgermeister erfreute sich seit jenem entscheidenden Tage seines frühern, heitern Wohlbefindens. — Der General hatte schon längst seinen Entschluß, ein Mitglied der Familie zu werden, den Eheuern mitgetheilt, ja er war in ihren Kreis schon aufgenommen. Ein inniges, reines Band der Freundschaft hielt Alle umschlungen und es schien ihnen jetzt, als habe der Himmel dieses Band noch knüpfen müssen, um sie wahrhaft einer heitern Zukunft entgegen zu führen. Mit glücklichem Herzen saß der General den größten Theil jedes Tages hindurch in der trauten Stube des Bürgermeisters, wo dieser, wo Martin, wo Margarethe mit ihm sprachen von dem künftigen Weisammenleben. Die stürmende Gährung der Gefühle, die in den ersten Stunden nach Margarethens Anblicke sich seiner bemächtigt hatte, lag jetzt ruhig und abgeklärt und in seinem Herzen stand heilig der Altar, auf welchem er opferte für Heloisen. Augenblicke wohl traten mitunter ein, wo er trauernd Margarethens Hand ergriff und gedankenvoll in ihre Augen sah, doch dauerte das nicht lange, und jedesmal schloß er dann den glücklichen Martin vest in seine Arme und führte lächelnd ihn hin zu Margarethen. Weder in diesem noch in dem Vater stieg irgend ein

Mißtrauen, irgend ein Argwohn oder ein eifersüchtiger Gedanke auf. Der General hatte seine Seele, sein Leben, seinen Schmerz und seine Lust so treu und offen, so kindlich und mild vor Allen dargelegt und that es noch jetzt mit jedem Tage so warm, daß sie Alle mit gleicher Wärme und Offenheit ihm vertrauend entgegen kamen. Auch der Bürgermeister wollte mit hinausziehen auf das Dorf, wo seine Kinder künftighin leben würden und wo der General sich bereits ein Haus gekauft hatte. Wie glücklich Jener auch war in seinen Kindern, dennoch würde dieses Glück gar sehr geschwächt worden seyn, hätte er für die Stadt den Schutzbrief nicht gehabt. Nun aber überließ er sich ganz der Freude, nun wich die Heiterkeit nie von ihm. Nur ein Blatt fehlte in dem frischen Kranze des Hauses, — Heinrich war es. Selten kam er hin, seit er wußte, wie sich die Dinge gestalten hatten, und kam er auch ja einmal, so schaute er trauernd vor sich hin und ging bald wieder heim. Auf Martin's Stube, wo dieser allein war, erschien er öfter und bewies dem Freunde dann jedesmal, wie ehrlich und treuherzig er Theil nahm an dem Glücke des Bräutigams und der Braut. Aber in seinem Herzen wohnte dennoch eine stille Trauer, und zuweilen auch sagte er dem Freunde es offen, daß er Margarethen nicht vergessen könne, daß sie ihm mehr sey als Schwester, mehr als Freundin, mehr, als sie ihm seyn solle. Und obgleich dann Martin ihn tröstete und in solchem Troste die reinsten Beweise

seiner Liebe ihm gab, — dennoch blieb Heinrich düster und still. Eins nur gab fröhlichen Muth ihm, und das war die Hoffnung, die Martin zuweilen ihm machte, daß ja auch er vielleicht späterhin hinausziehen könnte auf jenes Dorf, wohin sie zu Ostern sich Alle wenden würden. Malte Martin von dieser Hoffnung ihm vor, dann war der Kummer verschwunden, dann flammten seine Augen voll Freude, dann faßte er oft Martin's Arme, drehte sich mit ihm im Kreise herum und jubelte: Soll's der Donner! dann würde ich fröhlich seyn!

In dieser Zeit kam des Generals Geburtstag. Er wurde nicht nur im Hause des Bürgermeisters festlich begangen, sondern auch die Einwohner der Stadt suchten den Tag zu verherrlichen. Sie hielten mehre Aufzüge durch die Straßen, speisten reichlich alle Soldaten und am Abende veranstaltete man Tanz und Musik, wobei der Wein, den der Rath bis zur Mitternacht frei gab, fast in Strömen floß. Leere Fässer sah man überall stehen und immer wurden frische und volle heraufgewälzt aus den Kellern des Rathhauses. Jedes volle Faß aber mußte an Erdmann's Kerker vorüber und aus jedem zapften die zwei Wachen, welche vor dem Kerker standen, reichlich ihren Antheil ab. Die Küper fanden es billig, daß diese gerade recht reichlich nehmen konnten, da sie hier unten die Wache hatten, während die übrigen Soldaten oben sich freuten beim Tanze und Würfelspiele. — Von dieser Schadloshaltung machten die Wächter den ganzen Abend hindurch tüchtigen Gebrauch, ja in der Gutmüthigkeit, welche der Rausch erzeugte, gaben sie zuweilen auch ihrem Gefangenen einen Becher hinein. Die Thüre, welche, da stets zwei Wachen vor derselben standen, ohnedies nur selten verschlossen wurde, klinkten sie auch heute nur ein. Noch vor Mitternacht hatte die Trunkenheit sie niedergeworfen, und so lagen sie schnarchend und vest im Schlafe.

Da öffnete sich leise die Kerkerthüre und behutsam trat Erdmann heraus. Er beugte sich herab zu den Wachen und beobachtete einige Augenblicke ihren tiefen Schlaf. Dann schritt er die Kellertreppen hinauf, ungehindert und ungesehen, denn auch die Küper hatten sich in die Tanzhäuser begeben. Auf dem Marktplatz war Alles still und nur die lustige Musik hörte man durch die erleuchteten Fenster schallen. Auch erdröhnte zuweilen ein freudiges Getöse der Trunkenen, von denen ein Einzelner hier und da an den Häusern hintaumelte. Regen und große, wässrige Schneeflocken fielen aus dem finstern November-

Himmel, wurden vom Winde durch einander gefegt und schlugen in Erdmann's Gesicht. Dieser aber eilte glühend und rachedurstig auf die Mitte des Platzes und schaute sich um. Die Stuben des Generals waren finster und so auch die Fenster von Martin's Dachstübchen. Nur in des Bürgermeisters Hause brannten viele Lichter und deutliche Schatten von Männergestalten bewegten sich hinter den Vorhängen. Erdmann ballte seine Hand und sagte leise mit verzerrtem Gesicht vor sich hin: Sie sind noch beisammen — sie freuen sich noch des Festes, — hier darf ich nichts beginnen. Kann ich aber freudig denn athmen! ohne sie gestürzt zu haben? Nein, bei der Hölle, nein! Und soll ich sie mit Mühe und Arbeit verderben, — fuhr er nach kurzem Nachsinnen fort — und soll ich Jahre lang umherschleichen, und auf weitere Gelegenheit warten, ich will nicht rasten, will nicht ermüden! Ja, — setzte er nach einer Pause hinzu — ich gehe heute wieder zurück in den Kerker, aber nach vier Wochen ist ja meine Gefangenschaft zu Ende. Was mir in dieser Nacht nicht gelingt, das soll mir noch später gelingen, ob ihr mich gleich aus der Stadt jagen wollt, wenn ich wieder frei bin. Jagt mich immer hinaus, — grinste er lächelnd — Jahre lang will ich euch dennoch belauern, bis ich euch zu Leibe komme. Ich könnte fliehen — erst morgen würde ich vermißt werden, — aber nein, sicherer, weit sicherer werde ich euch verderben, wenn der General die Freiheit mir selbst gibt! Und nach vier Wochen soll das geschehen, — so hat er es ja versündet.

Er stand noch eine Weile und blickte scharf bald nach dem Gasthause, wo der General einquartiert war, bald nach dem Gebäude hinüber, in welchem Martin wohnte. Als habe er plötzlich einen Entschluß gefaßt, sagte er tückisch: Gut, ich mache den Versuch, schnell, sogleich! Fällt auch nur ein Opfer, so geht doch diese Nacht nicht ganz verloren.

Dann begab er sich nach dem Quartiere des Generals, stieg schnell die Treppe hinauf und über den Vorsaal hinweg nach der Thüre. Er klinkte, aber die Thüre war verschlossen. Er versuchte, ob die übrigen Eingänge sich öffnen möchten, — doch auch hier blieb jede Mühe vergebens. — Mit giftigem Lächeln verließ er den Vorsaal und schlich wieder hinab auf die Straße. Nach wenigen Minuten stand er vor dem Gebäude, wo Martin wohnte. Die Hausthüre war noch offen, denn auch in diesem Hause gab's noch Jubel und Lust. Ohne bemerkt zu werden, langte er

so sicher oben an wie im Quartiere des Generals. Auf den Treppen hatte er die Lampen ausgelöscht, eine derselben aber brennend mit hinaufgenommen, denn er wußte, daß Martin hoch wohnte. Droben durfte er also keine Erleuchtung erwarten, und diese brauchte er sehr nöthig, weil er mit Martin's Stube nicht bekannt war. Auch hier fand er die Stubenthüre verschlossen. Leise fluchend blieb er stehen, setzte die Lampe nieder und wollte versuchen, ob er die Thüre nicht aufsprengen könne. Indem er aber mit der Lampe den Fußboden berührte und der Lichtschein weithin sich ausbreitete, glänzte ihm von dem niedern Mauerfimsse eines Winkels Etwas entgegen. Er ging hin, langte darnach und hielt in der Hand einen Schlüssel. Schnell kehrte er nun zur Thüre zurück, der Schlüssel paßte — die Stube that sich auf. Hastig ergriff er jetzt die Lampe, schritt hinein und leuchtete überall herum. Auf dem Tische lagen einige Früchte. Sinnend nahm er sie in die Hand, legte sie aber bald wieder hin. Er suchte von neuem, fand aber nicht, wornach er zu verlangen schien. Nun ging er hinaus in das Schlafstübchen. Hier stand auf dem Tische, der hart an das Bett gerückt war, ein kleines Crucifix und ein Glas frisches Wasser. Kaum hatte Erdmann das letztere erblickt, so fuhr er lächelnd mit der Hand darnach und sagte: Ja, das brauchst du heute, das trinkst du heute! Der Wein hat dich erhitzt! Du wirst die Kühlung des Wassers nöthig haben! —

Und so zog er rasch jenes Fläschchen aus der Brust, welches er früher sorgsam verborgen hatte in der Wäsche. Von dem Wasserglase trank er erst einen Schluck ab, damit Raum wurde. Dann goß er aus dem Fläschchen so viel hinein, bis das Glas wieder voll war. Nun verbarg er das Fläschchen auf seiner Brust, stellte das Wasserglas auf den vorigen Platz, ging fort, schloß die äußere Stubenthüre zu, legte den Schlüssel in den Winkel und schlich die Treppen hinab und aus dem Hause.

Regen und Schnee peitschten noch stärker ihm entgegen als vorher. Er schritt durch das Wetter hinüber nach dem Rathhause und drückte sich hinter einen Pfeiler, der ihm Schutz gewährte. Hier schaute er nach den Fenstern des General-Quartieres und sprach still vor sich hin: Der Hohe ist noch immer nicht heim, — lieber wäre mir's, auch er hätte heute einen Trank vor sich stehen, wie Martin — nun, bin ich erst fort, dann wird Allen beschert — bis dahin

ist's nicht mehr lange, — ich will die Zeit erwarten, denn fliehe ich heute, so werde ich schon morgen verfolgt, sind aber vier Wochen vergangen, dann verfolgt mich kein Mensch — und muß ich auch aus der Stadt — ich will schon wieder hereinkommen; drum Dank sey der Hölle für das heutige Glück, — mein Wagniß ist doch wenigstens nicht vergebens gewesen. In des Bürgermeisters Hause muß es lustig hergehen, die Fenster leuchten noch immer so hell, — nun, frenet euch nur! esset und trinket noch in der Nacht, das Frühstück wird euch morgen sicher nicht schmecken.

Hierauf schüttelte er den Regen und die großen, einzelnen Schneeflocken von seinem Mantel, schlich hervor und stieg vorsichtig hinunter zu seinem Kerker. Die Wächter lagen noch schlafend. Geräuschlos trank er die Becher aus, welche voll an der Seite der Schlafenden standen, und ging dann leise in sein Gefängniß, dessen Thüre er wieder einklinkte, wie es dieselbe vorher gewesen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nach Horazens 34ter Ode des 1ten Buches.

Wenn öfter ich versäumt, die Gottheit zu verehren,
Ich Irrender! durch falscher Weisheit Rath;
Nun treibt es mich, ich muß zurückkehren,
Zum Pfad hinsteuern, den ich sonst betrat.
Du Höchster! der des Himmels Bestie spaltet,
Der Wolken, Nacht durch seinen Glanz verklärt;
Am heitern Himmel, der sich jetzt entfaltet,
Den Donner rollt, daß die geschreckte Erd'
In ihrer Tief' erbebt; der Ströme Bogen toben,
Die Höh'n erzittern; aller Dinge Lauf
Umkehrend, stürzest Du, was sich emporgehoben;
Und bringst an's Licht das Niedrige herauf.
So wird dann Einem oft mit lärmendem Entrüsten
Des Hauptes Schmuck durch das Geschick geraubt;
Dann setzt es ihn nach seinem Wohlgefallen
Ganz unverhofft auf eines Andern Haupt.

Distling.

Auflösung der Charade in No. 71.

Mutterliebe.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Dresdener Bühnen-Chronik.

(Fortsetzung.)

Als Raupach den Cromwell zum Helden einer Tragödie wählen wollte, ist ihm gewiß Alles, was wir bisher erwogen haben, eben so gegenwärtig gewesen als uns. Er glaubte aber dem Hindernisse abhelfen und dem Schicksale Cromwell's durch die poetische Behandlung seines Stoffes eine tragische Katastrophe verschaffen zu können. Dies sollte durch das Einführen in die unglücklichen Familienverhältnisse des Helden geschehen. Cromwell, der seine Gattin und Kinder zärtlich liebt, ist durch die Seinigen, die Alle nicht entfernt seine Ansichten theilen und sich nicht, wie er so innig erwünscht, seiner Größe freuen, höchst unglücklich. Seiner Gattin schwindelt vor seiner Höhe und sie will ihn lieber zurückhalten, als höher steigen sehen; Richard, sein ältester Sohn, hat nichts von des Vaters Geiste und er steht trauernd, daß ihm in diesem kein Nachfolger seiner Größe erwachsen sey. Seinen zweiten Sohn Henry glaubt er aufrechterischer Absichten fähig; Brigitta, seine älteste Tochter, ist eine republikanische Schwärmerin; Marie, seine dritte Tochter, eine hochfahrende Märrin, Betty, seine zweite Tochter, sein Schooskind, das er wie seinen Augapfel liebt, seinen Feinden, den Royalisten, zugethan, mit denen sie in heimlicher Verbindung steht. Der Gram um den Vater, den sie lieben möchte, den sie aber als eifrige Royalistin hassen muß, bricht ihr das Herz. Der Tod Betty's zerschmettert Cromwell auf dem Glanzpunkte seines Glückes, der Gram um sie bringt ihm den Tod. So hat der Dichter allerdings in das Schicksal seines Helden eine Art von Katastrophe gebracht, aber keine tragische. Eine tragische Katastrophe können wir die unmöglich nennen, wo der Held auf diese Weise durch Gram untergeht; in dem sich zu Tode Gramen, dem langsamen Hinsterben liegt etwas Weichliches, Schimpfliches, des Helden einer Tragödie Unwürdiges. Wohl läßt der britische Riefengeist auch Lear aus Jammer über die gemordete Cordelia sterben, aber dort hat dieser Tod aus Jammer etwas unendlich Rührendes. Dort stirbt der wahnsinnige Greis Lear im Augenblicke des fürchterlichsten Schmerzes über der Leiche seines einst gehätschelten, schmählich gemordeten Lieblingkindes. Hier stirbt der große Kriegsheld Cromwell aus Gram über seine Tochter auf dem Krankenbette hin. Welch ein unendlicher Unterschied! So leidet allerdings die Tragödie unseres Dichters an einem Hauptübel, das ihr, ganz abgesehen von der sonstigen Behandlung des Stoffes, den Namen eines vollendeten Kunstwerkes, wie unsere Leser selbst fühlen werden, ohne daß wir es auszusprechen haben, entziehen muß.

Aber auch sonst hat unsere Tragödie den großen Fehler, daß sie die Aufgabe, die der Dichter in ihr lösen wollte, nicht entfernt löst. Raupach wollte in diesem Stücke eine Apologie der Legitimität liefern, niemand verliert aber in diesem Stücke mehr als der als Wüstling geschilderte legitime Fürst, der Sohn des enthaupteten Königs, dessen unedle Nachsucht, die ihn sogar zur unerhörtesten Grausamkeit gegen den Leichnam Cromwell's verleitete, der auf den Befehl Karl's II. im Jahre 1661 aus dem Grabe gerissen, gehängt und dann unter dem Galgen begraben wurde, der Dichter uns, was später abermals in der

Sterbe-Szene Cromwell's geschieht, am Schlusse des ersten Actes schon durch Betty andeuten läßt. Sie hat selbst eine so unedle Meinung von ihrem legitimen Fürsten, der doch, wie sie in der Sterbe-Szene sagt, ihr Fürst, wie Gott ihr Gott ist. Auch alle Anhänger der sogenannten guten Sache, die Royalisten, stehen erbärmlich da. Man denke nur an den Jammermann Robert Stapley. Am elendesten steht das Haupt der Royalisten und der Verschwörung gegen Cromwell, der Doctor Hewet, vor uns, der, ein Lehrer des göttlichen Wortes, dem Vater die Tochter verlockt und sie, sich und das Publikum mit künstlichen Trugschlüssen täuscht und eine verabscheuenswürdige Moral predigt. Diesen unwürdigen Gestalten steht der Usurpator, der Feind der Legitimität, groß und erhaben gegenüber und vernichtet den Zweck des Dichters, der seine Aufgabe ganz verfehlte.

Sehen wir in die Einzelheiten des Stückes ein, so finden wir eine schöne, würdige Sprache, in Cromwell einen mit großem historischen Fleiße und Wahrheit gezeichneten Charakter und vorzüglich eine ganz ausgezeichnet richtige Auffassung der Zeit Cromwell's mit ihren heterogenen Richtungen. Die Charaktere des Stückes geben uns Veranlassung, auf eine über unsern Dichter bei Gelegenheit der Beurtheilung seines „Kaiser Friedrich und sein Sohn“ gemachte Bemerkung zurückzukommen, wo wir Raupach mit einem Kometen ohne so recht eigentliche selbstständige Bahn und durch alle Bahnen großer Sterne hindurchirrend verglichen. In unserer Tragödie ist die Kometennatur abermals recht vorherrschend, und wir erkennen auf den ersten Blick die Sterne, durch deren Bahnen Raupach bei der Schöpfung seiner Charaktere des Cromwell hindurchgewandert ist. Diese Sterne sind Shakespeare und Schiller. Dem Letzteren nahm Raupach auf der Durchwanderung Wallenstein, die Herzogin und Thekla mit und verarbeitete sie zum Cromwell, Lady Cromwell und Betty; dem Ersteren entführte er Regan und Goneril aus dem Lear und sie wurde Brigitte Fleetwood und Marie Falconbridge. Aber die Art und Weise, wie Raupach diesen Raub zu seinem Eigenthum gemacht hat, verdient Lob. — Hieran haben wir nun die Beurtheilung der einzelnen Charaktere und deren Darstellung auf unserer Bühne zu knüpfen. Wir beginnen natürlich mit dem Helden der Tragödie, Cromwell.

Wir bemerkten oben schon, daß der Charakter des Cromwell mit großer historischer Wahrheit gezeichnet sey; und in der That möchte Raupach die Geschichte, die gerade über Cromwell uns so reiche Monumente hinterlassen hat, vollkommen zu Gunsten seiner poetischen Schöpfung des Cromwell erschöpft haben. Nur einen Zug hat Raupach vernachlässigt, den er süglich, weil er einer dichterischen Behandlung besonders fähig war, nicht so leicht hätte übergehen sollen. Wir meinen die religiöse Schwärmerie, die im geschichtlichen Charakter des Cromwell liegt. Raupach mußte sie ungefähr so benutzen, wie Schiller im Wallenstein des Friedländers Hang zur Astrologie benutzt hat. Diese religiöse Schwärmerie mußte als im Cromwell ein Gefühl, das er zu seiner Stellung berufen, ausgewählt sey, erzeugend, einwirken. Dadurch würde der Held des Stückes sehr gewonnen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)